

Inge Zimmer-Leinfelder und Franz X. Leinfelder

„Beziehungsresonanzen“

Arbeitspapier zur Gruppe im Rahmen der FIS-Supervisionstage 2014 „Resonanzen“ 2./3.5.2014 in Münster

Resonanz kommt aus dem Lateinischen und bedeutet „Widerhallen“. In Physik und Technik ist damit das Mitschwingen eines schwingungsfähigen Systems gemeint; in der Akustik die Tonerzeugung bei Musikinstrumenten, das Mitschwingen von einer nicht gespielten Saite, wenn ein gleichgestimmtes Instrument ertönt (angelehnt an Wikipedia)

Rosa (Interview in Psychologie heute, Januar 2013 und Vortrag am 14./15.6.2012 in Jena „Resonanz statt Entfremdung“) weist darauf hin, dass der Mensch Resonanz braucht, um das eigene Leben als gelungen anzusehen. Resonanzerfahrungen bezeichnet er als identitätskonstituierende Erfahrungen der Berührt- und Ergriffenheit. Er beschreibt den „sozialen Tod“ als Ausbleiben von Resonanzerfahrungen. In archaischen Kulturen wurde durch die Verweigerung von Resonanz getötet.

Resonanz ist eine Anerkennungserfahrung, aber sie ist auch mehr: Es ist die Erfahrung, etwas bewegen zu können und selbst bewegt zu werden, ein innerer Austausch mit anderen, eine Gegenübererfahrung, die nicht reines Echo sein darf. Vielmehr geht es um die Erfahrung, „ich sende etwas aus, das hat eine Wirkung und kommt in gewandelter Form zurück“.

Psychoanalytisch betrachtet kann man das, was dort als Übertragung-Gegenübertragung definiert ist, auch als eine Resonanzbeziehung bezeichnen.

Eine Stimmgabel schwingt bei einem Ton nur mit, wenn der Ton der Eigenfrequenz entspricht. Wenn dies nicht der Fall ist, dann kann die Stimmgabel den Ton gar nicht wahrnehmen. Auch wir Menschen können nur mit den Menschen und den Situationen in Berührung kommen, für die wir eine Eigenresonanz haben. Wir brauchen für jede Wahrnehmung eine Entsprechung in uns selbst, die in der Lage ist, mit zu schwingen, und die durch diese Resonanz erst die Wahrnehmung ermöglicht. Alles was außerhalb der eigenen Resonanzfähigkeit liegt, kann nicht wahrgenommen werden. Deshalb glauben wir Menschen oft, dass es außerhalb der eigenen Wirklichkeit nichts mehr gibt.

Dichter haben diese Erkenntnis in ihrer Sprache ausgedrückt. Goethe formulierte es so: „Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt es nie erblicken“.

Hermann Hesse sagte: „Kein Mensch fühlt im anderen eine Schwingung, ohne dass er sie selbst in sich hat“.

Wir kennen alle die Erfahrung, dass wir ein Buch, das wir nach Jahren noch einmal lesen, auf einmal anders verstehen, wenn es inzwischen Erfahrungen gab, die neue Aspekte wahrnehmen lassen.

Eine mich immer wieder beeindruckende Erfahrung in gruppenspezifischen Settings ist es, dass Konflikte und Themen, die im Staff bearbeitet werden, dann auch in der Gruppe bearbeitet werden können, und umgekehrt im Staff abgewehrte Themen in der Gruppe nicht auftauchen.

Dies alles erklärt, warum es nötig ist, dass nicht nur Psychoanalytiker, sondern zu einem gewissen Teil auch Supervisoren, eine affektive Durchlässigkeit entwickeln, Zugang zum eigenen Unbewussten bekommen, um ihre eigene affektive Resonanz wahrnehmen und verstehen zu können. Denn die Bereitschaft und Fähigkeit, sich authentisch auf Supervisanden einzulassen, ermöglicht direkte Resonanz in der interpersonalen Dyade.

Thesen für die Supervision

1. Jeder Supervisand, jede Supervisandin hat den Wunsch nach Resonanz. Der Erfolg einer Supervision hängt weitgehend davon ab, ob es gelingt, ein Resonanzverhältnis zu entwickeln.
2. Die Bereitschaft und Fähigkeit des Supervisors, der Supervisorin, sich authentisch auf den Supervisanden, die Supervisandin einzulassen, ist eine notwendige Voraussetzung, um Supervision zu einem Resonanzraum werden zu lassen – und sie ist keine Technik.
3. Die wechselseitige Resonanz in der Supervision ist teilweise unbewusst. Es entsteht Berührung, Intimität, die eines klar definierten Rahmens bedarf, der ein Stück Sicherheit garantiert.
4. Die Entwicklung eines Resonanzverhältnisses in der Supervision ist zeitintensiv. „Kurze Prozesse“ haben diesbezüglich ihre Grenzen.
5. Die für Gruppen benannte Spannung zwischen Autonomie und Zugehörigkeit, kann auch als Spannung zwischen dem Wunsch nach Autonomie und dem Wunsch nach Resonanz verstanden werden.
6. Bestimmte gesellschaftliche und institutionelle Entwicklungen erschweren Resonanzerfahrungen (etwa Anspruch an Flexibilität, kurzfristige Arbeitsverhältnisse, Schwerpunktlegung auf messbare Leistungen, keine Zeit – selbst in Pflegeberufen – mehr für Beziehungsgestaltung usw.)